Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 6

Artikel: Die Schule des Lebens
Autor: Furer, Hilde
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076175

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hilde Furer

Die Schule des LEBENS

Mit Photographien von A. Ahrens

Wissen Sie, dass es bei uns nicht gar so wenig Leute gibt, welche noch nie in einer Eisenbahn gefahren sind? Und Gegenden, wo die Kinder noch keine Telegraphenstangen gesehen haben? Hilde Furer erzählt die Leiden und Freuden einer Schulmeisterin eines solchen weltverlorenen bernischen Bergtales. Ihr Artikel ist ein interessantes Gegenstück zu den Bekenntnissen, welche unter dem Titel « Die Prüfung nach dem Examen » in der Dezembernummer eschienen sind.

Ich war 19 Jahre alt, hatte mein Patentexamen bestanden, nicht gerade glänzend, aber doch mit Erfolg. Mir genügte das vollständig. Nun brauchte es nur noch eine Stelle, dann war ich frei, unabhängig, mein eigener Meister, wie ich es schon immer gewünscht hatte.

Einen Sommer lang habe ich gewartet. Ich ging mich vorstellen, hierhin, dorthin, trug züchtig einen sehr langen Rock, obschon ich mich noch so ganz als übermütigen Backfisch fühlte. Ich steckte meine Zöpfe auf, kämmte die Haare glatt und gab mir Mühe, recht ernst und tugendhaft dreinzuschauen, kurz, ich tat alles Unmögliche, um mich bei den Leuten angenehm zu machen und zu einer Stelle zu gelangen.

Es nützte nichts. Ich musste es anders anfangen. Gut so. Ich ging mich nicht mehr vorstellen. Aber ich schrieb Anmeldungen, einen ganzen Haufen. An einem einzigen Nachmittag siebzehn Bogen, nämlich an alle im Schulblatt ausgeschriebenen, frei-

gewordenen Stellen für Lehrerinnen. Und tatsächlich dauerte es nicht lange, so erhielt ich ein Schreiben, in dem mir mitgeteilt wurde, ich sei mit einer Jahresbesoldung von 900 Franken an die gemischte Schule Niederberg gewählt.

Gewählt! Das Wort klang wie Musik in meinen Ohren; aber im stillen sagte ich doch zu mir selber: «Was für einen schlechten Eindruck musst du doch gemacht haben, dass dich niemand auf deine persönliche Vorstellung hin anstellen wollte!»

Es gab Familienrat. Der Vater und ich suchten den Niederberg auf der Karte, fanden ihn aber nicht angegeben, nur den Hauptort, von wo mir der Herr Pfarrer schrieb. « Sehr abgelegen », war Vaters Meinung.

Am Ende der Welt

In der folgenden Woche fuhren der Vater und ich den Emmentalerbergen zu, um meine zukünftige Wohnstätte zu suchen und näher anzusehen. Signau, die Bahnstation, war bald erreicht. Nun ging es zu Fuss ein langes Tal hinein. Nach 1½ Stunden langten wir im Hauptort an. Im Pfarrhaus öffnete die Frau Pfarrer selber die Tür, als wir anklopften. Sie erklärte uns den Weg nach Niederberg. Dabei wurde ich von oben bis unten gemustert, aber nicht in einer unangenehmen Art, so dass ich es mir ganz gern gefallen liess.

Unser Weg ging noch weiter das Tal hinein, welches immer enger wurde, die Hügel steiler und höher und die Wälder dunkler. Ein alter Mann, den wir nochmals um den Weg fragten, begleitete uns ein Stück weit und fragte dann plötzlich: « Ist das etwa die neue Lehrerin? »

Er wusste nicht genau, wo der Niederberg war. Er sei in der Gemeinde aufgewachsen und sei jetzt 70jährig. Aber im Niederberg sei er noch nie gewesen. Nur so viel könne er uns sagen, dass wir immer auf der gleichen Strasse weitergehen könnten, bis wir an den « Stutz » kämen. Es begegne uns dann schon jemand, den wir wieder fragen könnten. Dann gab er uns die Hand zum Abschied und sagte zu mir: « I wünsche der viel Glück u guete Afang, Lehreri. »

Beinahe eine Stunde waren wir gegangen, da dünkte es uns, die Welt wolle aufhören, so ganz still und abgeschlossen war das Tal. Die Strasse bog rechts ab und zog sich dem Hang nach den Wald hinauf. Aber unser Weg konnte das nicht sein. Wir schauten uns um und gewahrten nicht weit ein kleines Hüttchen. Rauch stieg aus dem Dache. Also bewohnt. Wie wir näher hinzu gingen, trat ein Mann unter dem tief herunterhängenden Dach hervor. Er hatte uns sicher schon eine Weile beobachtet. Wir fragten diesen nach dem Niederberg. Ich wurde sofort von ihm ins Auge genommen: « So, bist die neue Lehrerin? »

« Ja. »

« Gefällst mir nicht übel.»

Dann zeigte er uns den « Bergstutz ». Zwischen Erlengebüsch versteckt, ging es erst einem Bache nach und dann plötzlich jäh hinauf. Holperig war's, und teilweise war Fluh weggesprengt, und fast senkrecht unter uns rauschte der Bach. Der Vater machte sich Gedanken, wie man da wohl mit meinem « Zügel » hinaufkomme.

Dann sahen wir ein Kamin gucken, und als der Weg eine Wendung machte, hatten wir den Berg vor uns. Drei Gebäude standen oben, ein grosses und zwei kleinere. Bald standen wir vor dem grössten,

dem behäbigen Bauernhaus und klopften an. Ein noch rüstiges Müetti öffnete und sagte gleich: « Aha, das ist die neue Lehrerin. Rosi kann mit Euch kommen und das Schulhaus zeigen. Wir haben die Schlüssel hier. »

Schulstube, Küche und zwei Wohnstuben, alles auf einem Boden zur ebenen Erde.

In der geräumigen, saubern Wohnstube des Bauernhauses hatten sie uns ein reichliches « z'Vieri » aufgestellt. Rosi schenkte ein. Zwei, ebenfalls erwachsene Mädchen drückten sich scheu hinaus, als wir eingetreten waren. Müetti sass auf dem Ruhbett und hiess uns zugreifen. Es war sehr gesprächig und erzählte, der Vater sei eben nicht mehr. Darum müssten wir mit Christen schaffen. Er sei der älteste von den drei Buben. Mädchen seien nur die drei da. Zwei hätten schon geheiratet und seien fortgezogen, aber nicht gar so weit. Das sei gut. Man könne sie doch jederzeit erreichen, wenn es etwas Ungutes geben sollte. Das wolle aber Gott verhüten.

Wir mussten nun aufbrechen; denn wir hatten ja noch drei Stunden Weges vor uns bis zur Bahn. Der Vater fragte, was er schulde. « Wäger nüt. Es isch gärn gscheh, u wäge däm Schlückli Gaffee wärde mer chuum dest ärmer», meinte das Müetti.

Vier Wochen später war ich eingezogen. Ich fand es unendlich schön, so ganz auf sich selber angewiesen zu sein. Morgen sollten die Schüler kommen!

Anfang gut, alles gut

Sechs Uhr morgens. Der Wecker rasselte. Der erste Schultag! Ich trat vors Hüttli hinaus und schaute nach meinen Schülern aus. Wo kamen sie nur her? Weit und breit war kein Haus zu sehen. Weide, Wald, Hügel und ganz hinten der felsige Hohgant. Da tauchten die ersten auf. Oben am Berge drei winzige Punkte. Nun im Wege hinten fünf, sechs, nein, jetzt waren es acht. Unten aus dem Walde heraus traten zwei Buben und ein Mädchen, und den Weg herauf, den wir gekommen waren, kam ebenfalls ein Mädchen. Ich zählte zusammen. Es waren fünfzehn. Wie sie näher kamen, spähten alle zu mir her. Das war ja die neue Lehrerin! Dann verschwanden sie meinem Blicke. Der Eingang zur Schulstube war auf der andern Seite des Schulhauses.

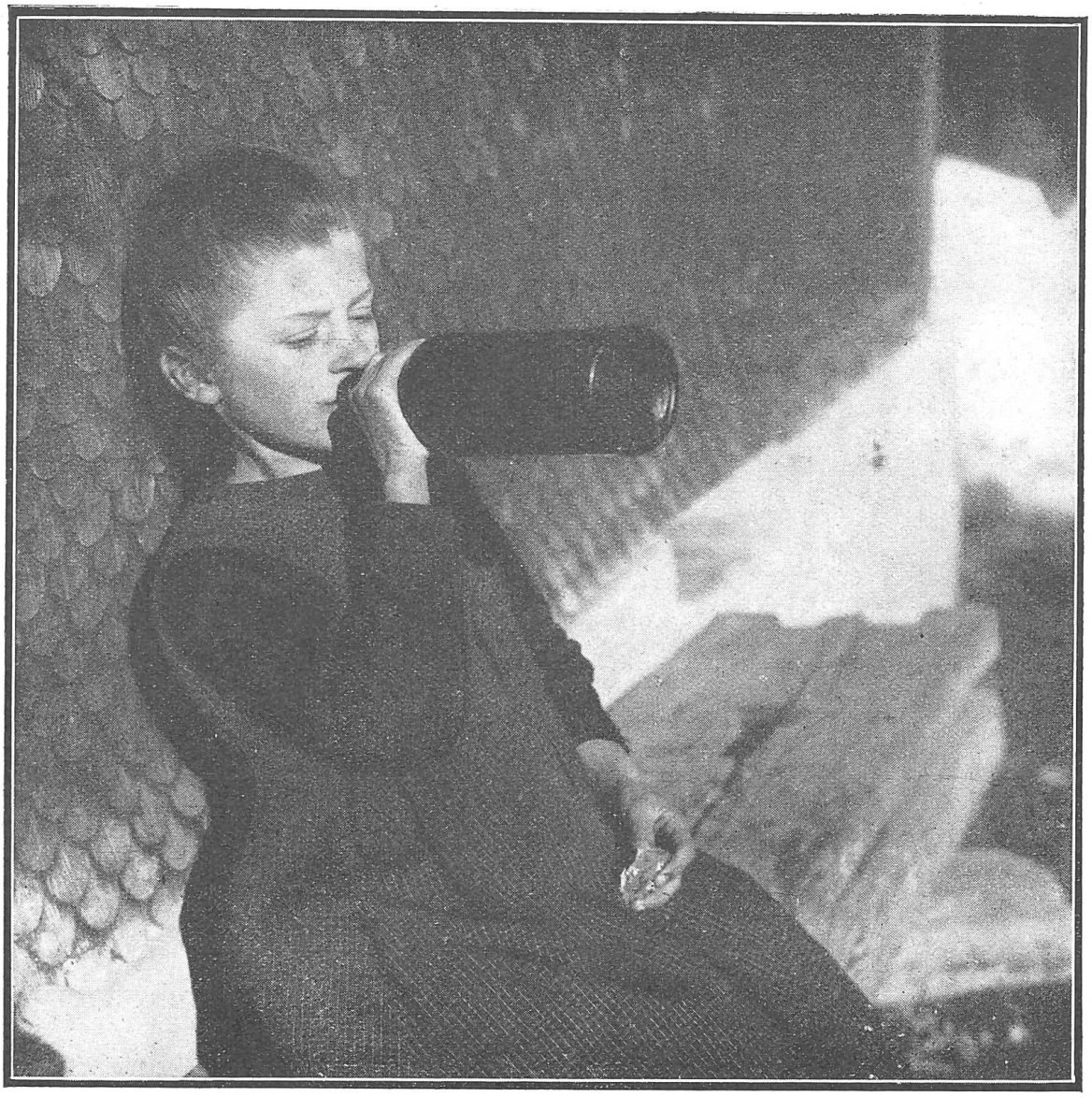
Eins nach dem andern hörte ich hineingehen, und dann war es plötzlich ganz still. « Sie machen nicht viel Lärm », dachte ich und trat nun gleich von der Küche aus in die Schulstube.

« Guten Tag », grüsste ich freundlich.

« Guten Tag », kam es vereinzelt und zögernd zurück.

Schon am ersten Tage prägte ich mir die verschiedenen Gesichter gut ein. Auch merkte ich mir in der Freistunde, wie die Kinder einander unter sich nannten; denn so wollte ich sie auch heissen, schon wegen den sechs verschiedenen Rosa. Da hatte ich denn bald heraus, dass die Geschlechtsnamen keine Rolle spielten. Jedes bekam zu seinem Vornamen noch den Namen seines elterlichen Hauses. Da gab es denn in meiner Schule ein Bach-Rosi, ein Egg-Rosi, Bärbach-Röseli, Weidli-Rösle, Schwand-Marie usw.

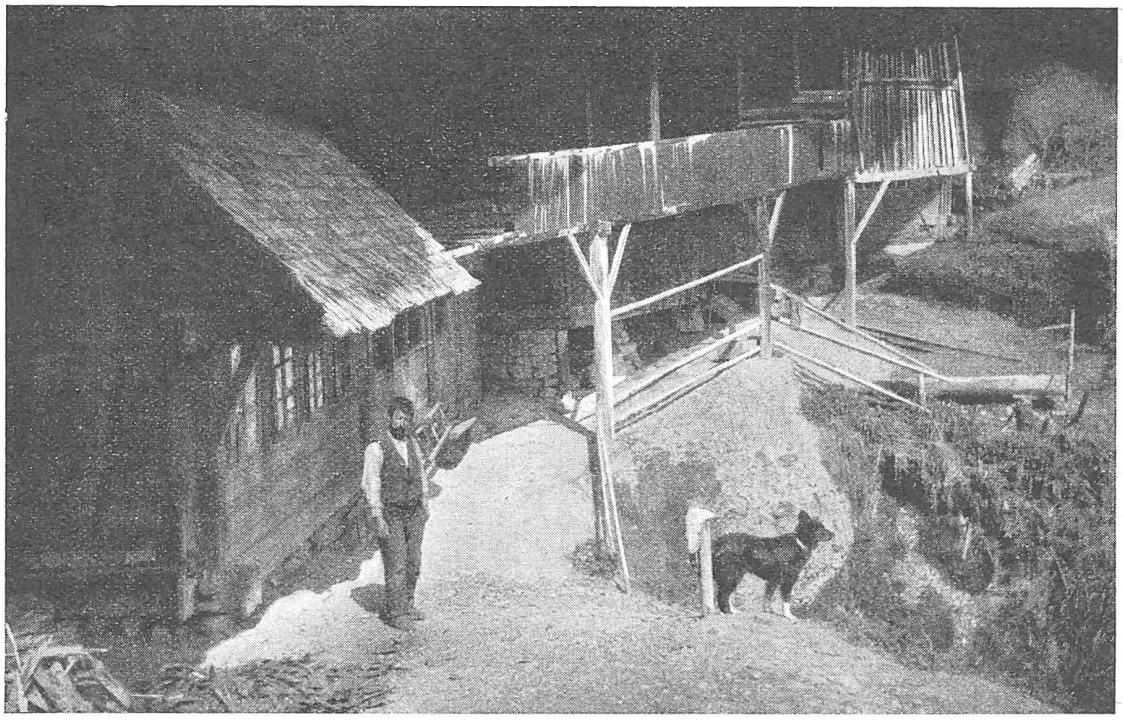
Ich erkundigte mich nun nach ihrem Wissen, was sie im Sommer alles gelernt hätten. « Geschichte? » — Keine Antwort. « Geographie? » — Keine Antwort. « Religion? » Auch keine Antwort. Oho,



Ein Opfer des Alkohols? Durchaus nicht, die Bierflasche enthält die Mittags-Milch

dachte ich, das ist zu viel verlangt, kaum hat man Bekanntschaft geschlossen. Also fuhr ich weiter : « Es tut nichts, wenn ihr euch schon nicht mehr an alles besinnt. Die Ferien waren gar lang (3 Monate). Wir fangen jetzt an. Erstes bis viertes Schuljahr nimmt das Lesebuch. Die Grössern dürfen rechnen. » Das war besser geredet. Bücher und Tafeln wurden hervorgeholt, und zwar sehr eifrig. Die Kinder zeigten mir, wo sie zuletzt gelesen hätten und auf welcher Seite zuletzt gerechnet. Ich gab neue Aufgaben, und unsere Schule war im Gange. Fleissig arbeiteten sie. Geschwatzt wurde nicht. Die Kleinen lasen, einige etwas mühsam, andere recht fliessend. Ich half geduldig nach und lobte alle wegen ihres Fleisses. Das trug mir etwas erstaunte, aber dankbare Blicke ein.

Zum Schlusse wollte ich noch singen mit ihnen. « Wir können nicht », hiess es.



Sehr einfach und bescheiden leben die Leute auf ihren Bergen

« Das glaub' ich aber gar nicht », gab ich zurück.

« Doch, der Lehrer hat nicht gesungen mit uns. »

« So, dann werde ich halt jetzt viel mit euch singen. Könnt ihr gar kein Lied ? »

« Nein.»

« Auch keins von daheim ? »

« Nein.»

« So lernen wir. Singen gefällt euch doch ? »

Da nickten sie alle sehr zustimmend.

Einen Weihnachtsbaum wollten wir machen im Schulhaus, dazu singen. Abends lernte ich mit den erwachsenen Mädchen im Hause unten die Lieder auch. Sie mussten mithelfen, damit es schöner töne in der Schulstube. Sie halfen gern und Müetti sagte : « Es ist schön, Lehrerin, dass du jetzt singst in der Schule. » Aufsagen liess ich die Kinder noch nicht. Sie waren noch zu wenig aufgewacht.

Einen Prachtsbaum hatte uns Christen geholt. Das Fest war am Nachmittag, wegen des weiten Weges der Kinder. Die Eltern und kleinern Geschwister sollten auch kommen, liess ich sagen. Die grossen Buben und Mädchen durften mir helfen, den Baum schmücken. Das gab Eifer. Sorgfältig, still und fleissig gingen sie mir an die Hand. Wenn sie schon nicht in Freudenrufe ausbrachen, bei all der Pracht, die wir an den Baum hängten, und wenn sie auch keine lauten «Eh » und « Oh » ausstiessen, so war mir das gerade recht. Ihr Fleiss, ihre Bereitwilligkeit, ihre Sorgfalt, mit der sie die Kugeln anfassten, und vor allem ihre hell glänzenden Augen zeigten mir genügend ihre stille Festvorfreude.

Alle kamen sie. Die Väter mit dem Kleinsten auf dem Arme, die Mütter an jeder Hand eines führend. Die Schüler wichtig, im Sonntagsstaat, voll Erwartung,

was die Alten wohl zu der neuen Lehrerin sagen würden und voll Bewusstsein, dass sie mithelfen durften am schönen Weihnachtsfest, für das noch nie so viel angewendet worden war.

Für mich war es die schönste Weihnachten, die ich je erlebt hatte. Als die Kerzen heruntergebrannt waren, die Kleinen schon herzhaft in ihre Lebkuchen bissen und die Schüler glücklich ihr Paketlein in Händen hielten, da kamen die Eltern zu mir, gaben mir die Hand und dankten « z'tuusigmal ». Es sei gar schön gewesen, wie noch nie. Das Singen habe ihnen gar gut gefallen und sie wollten es mir dann etwa vergelten, was ich den Kindern für Freude gemacht habe. Ein achtzigjähriger Mann sagte mir, das sei der erste Weihnachtsbaum gewesen, den er gesehen habe. Dass das so schön sein könne, hätte er nie gedacht.

Es war auf diesen Bergen nicht Brauch, Weihnachten mit einem Lichterbaum zu feiern. In der Kirche gab es freilich alle zwei Jahre einen solchen; aber für meine Bergleute war der Weg zu weit dorthin.

Leiden und Freuden einer Schulmeisterin

Es war ein strenger Bergwinter, wie ich seither noch so manchen erlebt habe da oben. Früh um 4 Uhr musste ich aufstehen, um den gewaltigen Sandsteinofen einzuheizen, der in der Schulstube stand. Wurde es Tag, kamen die Kinder durch den hohen Schnee angestapft. Im Schulhaus zogen sie die halbleinenen Ueberstrümpfe aus. Dabei musste ich ihnen meist behüflich sein; denn die kleinen Händchen waren blaugefroren. Gefroren waren auch die Ueberstrümpfe, die Hosen und Röcke. Nachher hockten sie auf dem Ofen, wärmten sich und ruhten aus. Die

Meine Pfeife hilft mir über Vieles hinweg ...

Kleinen schliefen manchmal gleich ein. Es war eine Leistung, ein bis zwei Stunden durch den Schnee zu waten; denn Weg wurde von niemandem gemacht. Die Kinder traten selbst ein Weglein. Der grösste Bub musste voran, die andern folgten schön in einer Reihe hinten nach, möglichst bemüht, in die Fußstapfen des vordern zu treten. Bis 9 Uhr, oft wurde es auch später, waren ungefähr alle da. Dann konnten wir beginnen. Mittags gab es 1—1½ Stunden Pause. Alle Schüler blieben da, tranken ihre mitgenommene Milch und assen Brot dazu. Nachmittags 3 Uhr war Schulschluss für alle, damit sie noch vor Nachteinbruch nach Hause kämen.

Nicht immer hatten sie Milch bei sich. Oft war es auch schwarzer Kaffee oder Tee. Da wurde mir denn klar, warum so viele Bleichgesichter unter diesen Bergkindern waren.

Die Milch wurde eben im Winter oft rar, wenn die Abbruch- und Mastkälber ihren Teil auch bekommen sollten. Ein kleines Mädchen schrieb mir einmal im Aufsatz: « Wenn dann die Kalber genug Milch haben, so bekommen die Leute manchmal auch noch ein wenig. »

Wehte die Bise, so wurde es bitter kalt in unserer Schulstube. Trotzdem ich im Tag sechs grosse Reiswellen verbrannte im Schulofen, mussten wir morgens den Unterricht immer mit —2 bis —4 Grad Celsius beginnen. Bis mittags wurde es höchstens 9—10 Grad Celsius. Höher hinauf brachte ich das Thermometer nie. Wir machten uns aber lustig dabei. Gut zehn Schüler konnten auf dem Ofen Platz nehmen mit ihren Büchern und Tafeln. Waren diese erwärmt, so gab es Ablösung. Sie nahmen wieder in ihren Bänken Platz, und die andern durften sich wärmen gehen. Das war abwechslungsreich und gefiel den Schülern sehr, jedoch hemmte es den Unterricht. Ich kaufte dann nach ein paar Jahren auf eigene Rechnung einen Eisenofen mit viel Rohr. Mit Hilfe der Schulbuben montierte ich denselben.

Es kam auch vor, dass Kinder zwei bis drei Wochen die Schule fehlten, wegen dem Schneetreiben. Oft auch mussten wir überhaupt die Schule aussetzen, weil es unmöglich wurde für die Kinder, noch durch die oft zwei Meter hohen Schneewächten zu kommen. Das waren dann unsere Schneeferien. Wenn es nur irgendwie möglich war, so erschienen die Kinder; denn sie setzten den Unterricht nur ungern aus. Wer Pferde hatte, führte die Kinder auf dem Schlitten zur Schule. Ein Vater trug sein 7jähriges Röseli im ersten Schulwinter regelmässig auf dem Räf zur Schule.

Abgeschlossen von aller Welt war dann auch ich. Die Schüler, der Briefträger und die Leute im Hause unten waren die einzigen Menschen, die ich oft wochenlang zu sehen bekam. Aber einsam fühlte ich mich gar nicht. Ich hatte meine Bücher, mein Pfeifchen Tabak und freute mich, so schön verschneite Bergwinter erleben zu dürfen.

Die langen Winterabende verbrachte ich meistens im Bauernhaus unten. Wir rüsteten Aepfel, oder ich machte mit den Buben einen Jass. Dabei lobten mich diese, ich hätte es « cheibisch los ». Die Mädchen strickten, das Müetti blätzte Hosen. Oft auch blieb ich mit den Buben eine ganze Nacht auf, wenn eine Kuh kalbern wollte. Wir lösten uns dann im Wachen ab, blieben aber manchmal auch alle munter, sangen, jauchzten oder spielten, ganz wie wir aufgelegt waren. Christen

wollte immer « betlen ». Er war ein leidenschaftlicher Spieler. Um Geld sollte es gehen. Da half ich weniger gern mit, weil ich gewöhnlich auf dem Hund war. Um Zigarren spielte ich schon lieber. Es kam weniger teuer, wenn man verlor. Dazu rauchte ich eben ganz lästerlich und freute mich nicht wenig, als ich einmal 152 gewonnene Stumpen in meiner Schürze ins Schuelhüsli hinauftrug. Mit denen lernte ich dann « Ringli » machen. In Niederberg hat sich niemand so sehr über mein Rauchen aufgehalten. Ich machte es gleich von Anfang an offen vor allen Leuten. Da sie mich bald gut leiden mochten, so liessen sie mir diese Freude.

Ja, der Christen! Das war, trotz seiner 35 Jahre, Müettis Sorgenbub. Er trank und spielte eben gern. Ueberhaupt wurde viel getrunken, hauptsächlich Schnaps. Alle Donnerstage war im Dorfe Kalbermarkt. War nun ein Mastkalb zum Verkaufe reif, so fuhr Christen damit ins Dorf. Er, als der älteste, hatte das « Hefti » in Händen. Das will sagen, er war so etwas wie der Meister über alle. Es kam dann mehrfach vor, dass er den ganzen Erlös eines Kalbes im Wirtshaus verspielte und erst am Morgen wüst betrunken heimkehrte. Müetti und die Geschwister gingen ihm dann aus dem Wege, weil sie ihn fürchteten.

Ich aber nicht. Christen mochte mich gut leiden. Er respektierte auch die Lehrerin in mir. Da habe ich ihn denn mehr als einmal heimgeholt. Ich scheute den langen Weg ins Dorf nicht und lief durch die stockfinstere Nacht, wenn ich Müetti einen Gefallen tun konnte. Christen kam mir meistens sofort. Einmal war er schon so betrunken, dass ich ihn mit Hilfe des Stallknechtes in die leere Kalberkrutze legte und dann selber dem Berge zu fuhrwerkte. Ein andermal liess ich mir ruhig von ihm sagen: « Lehreri, du bisch e Hundsdonner. Weisch, ere angere chäm i de nid. » Zu Hause schleppte ich ihn dann in den warmen Stall aufs Stroh und deckte ihn mit der Pferdedecke zu. Während der Grenzbesetzung war er meist allein zu Hause, da er dienstuntauglich war, weil er sich beim Hochzeitsschiessen den grossen Zehen weggepulvert hatte. Da holte ich ihn auch oft heim zum Melken. Ich musste ihm dann jeweilen zurechthelfen, den Melkstuhl umbinden und ihn halten, damit er während des Melkens nicht umfalle. War dies getan, so liessen wir ihn dann auf dem Stroh schlafen, und die Mädchen und ich machten die weitere Arbeit im Stalle.

Es wird überhaupt auch jetzt noch viel « gebetlet » in unserer Gegend. Ich kenne Männer, die in einer Nacht 500 bis 600 Franken verspielten. Auch Sonntags zu Hause wird gespielt und dazu schwarzer Kaffee mit Kartoffelschnaps getrunken. Kartoffeln brennt man fast in allen Häusern, trotz des Verbotes. Den Landjäger scheut man nicht, weil das Gerede geht, er lasse selbst auch Kartoffeln brennen.

Die Kinder duzen mich alle. Sie hören nichts anderes und wissen es auch nicht anders. Sogar der Pfarrer wird von den Bergleuten geduzt. Er erzählte mir selber einmal: Er sei über die Berge gegangen. Bei einem Hause habe ihn ein Müetti angesprochen:

« Du, Pfarrer, geisch grad i ds Dörfli?»

« Ja, warum? »

« Chaisch mer grad es Päckli uf Poscht ache näh.»

Natürlich hat es unser Pfarrer mitgenommen; denn er kennt die Leute und lässt ihnen ihre Art.

Alte Sitten

Bevor ein Mädchen heiratet, hat es seinen Kilter. Ist es im Alter, wo man es gern an den Mann brächte, so bekommt es seine eigene Kammer zum Schlafen, die so gelegen ist, dass sie von aussen gut erreichbar ist, wenigstens das Fenster. Die Lehrzeit zum Kiltgehen machen die Burschen beim Runden. Samstag abends tun sich ein paar zusammen, ziehen den Gehöften nach, wo sie ledige Mädchen wissen. Vor deren Fenstern werden dann die üblichen Kiltlieder gesungen wie :

Un i wett, es wär Nacht
U mys Betteli wär gmacht.
Wett i zu mym Schätzeli gah
Un ihm vor ds Fänschterli stah,
Bis es mier aufmacht.

Vor em Fänschter klopf ich's an :
« Schöns Schätzeli schlafischt schon ?
Chumm e chlei vüre zu mier,
Möcht e chlei worte mit dier,
Komm und höre mich an ! »

« Alle Türen sind zue,
Und wir schlafen's in süesser Rueh.
Schickt si nit bei der Nacht,
Dass man die Türe aufmacht,
Komm am Morge früh ! »

« Morgens hab' ich keine Zeit.
Da sehen's mich die Leut.
Hättischt du's bei der Nacht
Mier die Tür aufgemacht,
Ei, das hätte mich gfreut.»

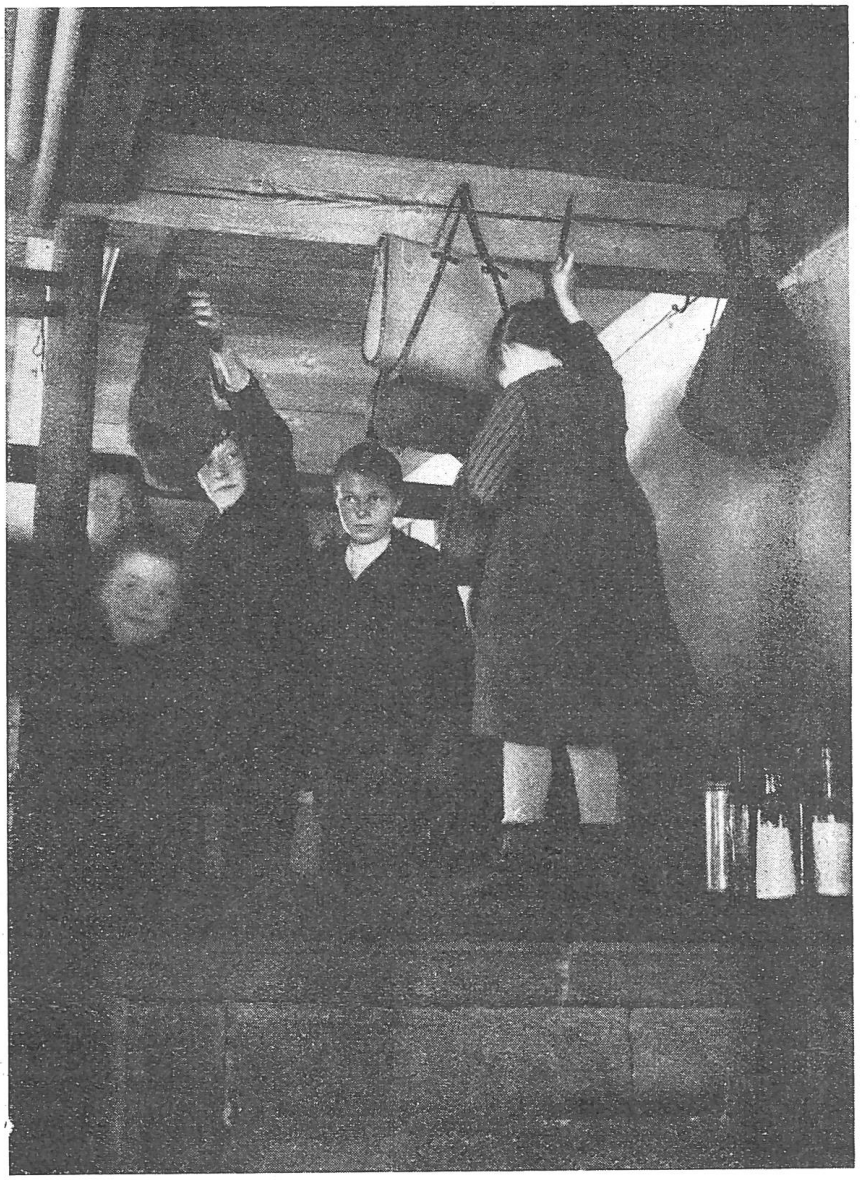
« Verdriesst di das schon,
Dass du loufischt dervon,
Willst du's en anderi liebe
Und mier mein Härzeli betrüebe,
Ei, das merke ich schon.»

Es wird gehandharfet, gejauchzt und gefensterlet, bis die Mädchen aufmachen. In der Küche wird getanzt und den Buben ein Kaffee gemacht. So besehen sich die Burschen gleich ein wenig die Heimat der Mädchen. Auch auf den Tanzböden wird Bekanntschaft geschlossen. Hat ein Bub nun sein Mädchen erwählt und wird von diesem nicht abgewiesen, so bezahlt er ihm nach dem Tanzen ein Nachtessen und begleitet es dann nach Hause, um bei ihm zu schlafen bis zum frühen Morgen. Dabei legt sich der Bursche in Hosen und Hemd zum Mädchen, welches sich bis auf den Unterrock auszieht. Ich weiss von einem Beispiel zu erzählen, wo einer sieben Jahre lang fast alle Samstagabend zu seinem Mädchen kam, bis es dann die Verhältnisse erlaubten, dass sie heiraten konnten. Es war im Berg. Ich habe ihn oft gehört, wenn ich mit den Buben jasste, wie er « süüferli » über die Laube tüüsselete ». Die Buben zwinkerten dann lustig mit den Augen zu mir hin. Ich zwinkerte bejahend zurück. Bemerkung fiel keine. Wir jassten weiter.

Auch zu mir kamen die Rundeten, aber nur anfangs. Ich machte nicht auf. Da liessen sie es bleiben. Einmal war es lustig. Ein Bruder war bei mir längere Zeit in den Ferien gewesen. Als er wieder abreiste, liess er mir ein Paar noch gut erhaltene Hosen zurück mit der Bemerkung, ich könne diese gelegentlich verschenken. Die Hosen blieben an einem Wandhaken hängen. Nachts kam eine Rundete und zündete mit Taschenlampen in die Stube herein. (Fensterladen gibt es keine auf Niederberg.) Ich kroch unter die Decke. Jedoch hörte ich ganz gut wie einer sagte : « Es isch scho eine

dinne, es hange Hose uuf.» Darauf entfernten sie sich wieder. Ich lachte und freute mich, ein Abschreckungsmittel zu haben, um die Burschen los zu sein. Die Hosen hingen mehr als ein Jahr an ihrem Platz und leisteten gute Dienste.

Wenn ein Bursche heiraten will, so sucht er vor allem ein starkes, gesundes, schaffiges Mädchen. Ist noch etwas Geld dabei, um so besser. Aber vor allem wird auf eine tüchtige Arbeitskraft gehalten. Die wird mehr geschätzt als das Geld, gerade weil unsern Bergen die guten Arbeitskräfte sehr nötig sind. Schaffige, starke Mädchen haben weit mehr Anziehungskraft als hübsche Gesichter.



Verpflegung auf dem Kachelofen

Gewoben wird auch noch in manchem Hause. Rosi vom Niederberg hat seine Aussteuer eigenhändig gewoben. Ich habe ihm oft dabei zugeschaut, habe mein Pfeiflein geraucht, ihm kurze Zeit gemacht mit Erzählen und habe dabei gleich viel gelernt über Zettel, Eintrag, Halbleinen, Leinen, «Chuder» usw. Noch den vordern Winter hat so ein Bergätti seinen ledigen Töchtern einen Webstuhl einrichten lassen, damit sie mit Zeit genug an ihrer Aussteuer weben könnten.

Natürlich wird auch Hanf und Flachs selber angebaut.

Ein Heiratsantrag

Ganz im Anfang ging ich einmal zum Hause hinunter, um Wasser zu holen.

(Beim Schulhaus ist kein Brunnen.) Ein Mann war dort und wollte ein Kalb holen, das er gekauft hatte. Das Mannsvolk war im Walde, die Mädchen waren auch fort, nur das Müetti war daheim. Der Mann zog das Kalb, welches sich sperrte, am Strick aus dem Stall. Er hatte dann Mühe, es auf seinen Schlitten zu laden. Ich sprang hinzu :

« Wart, i will der hälfe. »

« Ja, chaisch de ? »

« Mir wei luege. »

Der Mann stieg auf den Schlitten, zog das Kalb an den Vorderbeinen hinauf. Ich packte beim Schwanz und den Hinterbeinen kräftig an und schob nach.

« He, he, he, du versteisch jitz das guet ! »

« Ja gäll, das hättisch nid däicht ! »

« Nei, mytüüri nid; aber das muess i säge, e settige Lehreri chöü mir bruuche, die chunnt üs chummlig, he, he, he. »

Da ich mich denn zu allen Arbeiten sehr anstellig zeigte, so fehlte es auch bei mir nicht an Freiern. Vor allem war es der jüngste Sohn vom Niederberg, der sein Auge auf die Lehrerin geworfen hatte, und die Gelegenheit, die er suchte, um mir seinen Antrag zu machen, sollte auch kommen.

Ernst wollte einen gemästeten Muni ins Dorf zum Verkauf bringen. Bei dieser Gelegenheit wollte er gleich verschiedene Einkäufe machen, die das Fuhrwerk benötigten. Die andern zwei Brüder waren selbe Zeit schon verheiratet und die drei Mädchen ebenfalls. Die Knechte waren anderweitig beschäftigt. Niemand war da, um ihm das Fuhrwerk nachzubringen. In der Not kam das Müetti zur Lehrerin. Die war, wie immer, hilfsbereit. So führte denn Ernst den Muni, und ich fuhr langsam mit Ross und Reitwägelchen hintendrein. Es gab ein schönes Stück Geld für das fette Tier. Ernst meinte, es möchte jetzt ein gutes «z'Vieri» erleiden. Wir hätten es beide redlich verdient. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, und wir liessen es uns wohl sein bei einer ganz guten Flasche, Schinken und Salat. Bis wir wieder heimwärts fuhren, war es finster geworden. Ernst war ein wenig angeheitert und sehr gesprächig. Da entspann sich denn folgendes Zwiegespräch :

Ernst : « Du bisch nadisch e gäbegi Lehreri. Für alls cha me di bruuche.»

Ich : « O, i wett nid z'hert rüehme, wen i di wär.»

E. : « Wohl, wohl Lehreri, i ha scho mängisch däicht, du söttisch emel nie furt uf üsem Bärg.»

Ich : « Bis jitz isch es mer o no nie verleidet.»

E. : « Mi sött di chönne abinge, süsch geisch üs halt doch de einisch. Am Aend chunnt de e so nes Schuelmeischterli u fergget di furt.»

Ich : « Da bruuchsch e ke Chummer z'ha. I wott e kene.»

E. : « Du wirscht wohl am ne Ort eine ha.»

Ich : « Dumms Züüg, i ha e kene, i wüsst nid wo.»

E. : « So, so.»

Darauf folgte langes Stillschweigen; aber Ernst war um ein Merkliches näher zu mir hin gerutscht.

E. : « Lehreri ? »

Ich : « Was ? »

E. : « Was meinsch, fuehre mir zwöü nid no guet zsäme ? »

Ich : « Emel jitz grad wohl.»

E.: «I meine drum äis. Lue, du chönntisch de glych Schuel ha!»

Ich: «Säg lieber nüt meh.»

E.: «Wohl, jitz muess es einisch use, i hätt scho lang gärn gredt. Lue, Lehreri, es wär doch o schön, wen i chönnt däiche, es gäb de gschydi Ching.»

Ich: «Los, Aernscht, red lieber nimme wyter. Es treit der nüt ab. I wott eifach nid hürate. U du muesch uf ne tölleri ha, als i bi. Es gieng nid guet zsäme, glaub mer's nume. Du muesch eini näh, wo hie uf de Bärge ufgwachse isch, u d'Arbeit u alls besser chennt weder i. Mit ere settige bisch wäger bas, als mit mier. I chönnt mi chuum i alls iche schicke. I meine's ja nume guet mit der, u grad will di guet ma lyde, säge der 's alls, wie-n-es mi düecht, dass es z'Beschte syg für di.»

E.: «I weiss nid.»

Gottlob schwenkte das Pferd in diesem Augenblick auf die «Bsetzi» beim Niederberghause ein. Das Müetti stand mit der Laterne unter der Küchentüre, um uns zu empfangen. Ich sagte schnell «Gute Nacht» und ging ins Schulhüttli hinauf, obschon Müetti mir noch nachrief, ich solle noch in die Stube kommen, es hätte noch warmen Kaffee auf dem Ofen.

So hätte ich also Niederbergbäuerin werden können. Ernst war ja der Jüngste und erbte nach gutem, altem Brauche den Hof. Aber ich fühlte mich zu wohl, als dass ich meine Lebensstellung hätte ändern mögen. Ernst ging mir eine Zeitlang scheu aus dem Wege. Jetzt aber hat er eine schaffige, gute Frau gefunden, und ich helfe ihm nach bestem Vermögen, seine kleinen Mädchen und Buben erziehen.

Im Wirbel der Großstadt

Als Rosi im Berg hochzeiten wollte, fragte es mich, ob ich wohl mit ihm und seinem Hans käme. Sie möchten eine Reise nach Bern machen und sich dort im Münster trauen lassen. Es sei noch nie so weit fortgewesen und noch gar nie auf der Eisenbahn. Sein Hans habe gesagt, da müsse es doch einmal darauf, das gehe «cheibisch» schön. Auch sei gerade die Landesausstellung in Bern und da wäre wohl viel Allerlei zu sehen.

An einem schönen Freitagmorgen fuhren wir denn schon früh der Bahnstation zu. Der «Choli» glänzte, das Geschirr war frisch gesalbt, und das «Mösch» daran funkelte und blitzte in der Morgensonne. Das flotte Meitschi in seiner Tracht, der Bursche in seiner Halbleinkleidung, das alles gefiel mir so gut, dass ich ordentlich stolz war, sie begleiten zu dürfen. Hans erklärte mir, heute reue ihn dann nichts. Ich solle einfach nur immer sagen, was noch schön wäre. Er bezahle alles.

In Signau liess ich ihn die Billette lösen, nachdem ich ihn vorher «geprichtet» hatte, was er sagen müsse. «Es wär doch schad, we mer nid gange wäre, we's doch nume ds Halbe choschtet, will's Usstellig isch», meinte Hans. Vor der Eisenbahn fürchtete sich Rosi sehr; aber Hans tröstete: «Chumm nume, es gscheht üs nüt, u mir hei ja d'Lehreri bi-n-is.»

In Bern hatten wir noch Zeit, die Stadt anzuschauen. Ich steuerte voran. Hans hatte Rosi beständig an der Hand, und so folgten sie mir durch die Lauben.

Im Bundeshaus wagten sie gar nicht zu sprechen und begehrten bald wieder hinaus. Auf der Plattform zeigte ich ihnen in weiter Ferne den Hohgant. Rosi sagte:

« Dert inne sy mir deheime. Dert isch es doch no schöner, als hie z'Bärn.» Die Bären im Bärengraben machten ihnen grosses Vergnügen. Hans liess nicht « lugg », bis Rosi eine «Puschele Rüebli» gefüttert hatte, obschon es sich lange sträubte mit den Worten : « Gib du ne se, oder d'Lehreri. I ha Chummer, es chönnt eine z'wyt ueche recke mit de Talpi.»

Als wir dann den Brückfeldstutz hinaufspazierten, der Ausstellung zu, kam uns ein « Drötschgeler » nachgefahren und fragte, ob das flotte Pärlein etwa fahren wolle. « O ja », sagte Hans. « Chömit, da gah mer dry. Lue, Rosi, i ne settigs styfs Fuehrwärchli chöme mei allwäg üser Läbtig niemeh, u de sy mer no dest ehnder dusse ! »

Beim Mittagessen musste ich bestellen. « Bratis » wollte Rosi; das andere sei ihm gleich. Eine Flasche guten Roten tranken wir auch, heisst das, zur Hauptsache Hans und ich. Rosi nahm nur ein paar kleine Schlücklein mit der Ausrede, es möge ihn nicht so gut erleiden, und es sei « einewäg » schon etwas sturm im Kopfe von dem vielen Gesehenen.

Reise in die weite Welt

Es war abgemacht. Wir wollten unsere Schulreise auch in die Ausstellung machen. Für unsere Bergverhältnisse kostete es freilich etwas viel. Fr. 3.50 pro Kind hatte ich ausgerechnet.

22 Schüler kamen auf die Reise. 18 hatten noch nie eine Eisenbahn gesehen, vier hatten schon eine gesehen; aber da-

Unsere Lehrerin

Die Lehrerin ist manchmal nun Kinder. Aber einmal hat sie mich bei dem Ohr genommen. Es hat nur nicht weh getan. Einmal hat sie mich geküsst. Sonst ist die Lehrerin ganz nun lieben.

T: 1-2 A: 1-2. Sl: 2.

mit gefahren war noch keines. Das gab eine grüselige Sache. Sämel, das Schulkommissionsmitglied, führte uns auf einem Leiterwagen zur Bahn. Seine Frau und die Lehrgotte (Arbeitslehrerin) kamen ebenfalls mit, um die Kinder hüten zu helfen.

Wie wir das Dorf hinter uns hatten, kam für die meisten der Kinder neues, unbekanntes Gebiet. Da bemerkten sie denn auch die Telephonstangen mit den Drähten. Was da für Garn gespannt sei, fragten mich die Kinder. Ich erklärte nun, das sei jetzt das Telephon, von dem ich ihnen ja schon viel erzählt habe. Ein grosser Knabe, der sich mit seinem Wissen wichtig machen wollte, sagte zu den Mädchen : « Ja, da kann man sogar bis nach Mailand telephonieren. » Eines, das nur halb hingehört hatte, fragte ganz erstaunt : «Was, dem Heiland kann man auch telephonieren ? » Im nächsten Dorfe, durch das wir fuhren, war eine Ziegelei. Wegen dem hohen Schornstein wurde die Meinung geäussert : « U, die hei da en artige Chilchturm. » In S. konnten es die Kinder fast nicht erwarten, bis der Zug da war. Immer wieder

fragten sie mich: « Hesch ihm's de emel o gseit, er söll de still ha, mier welle de o druuf? » Als er dann endlich angeschnaubt kam, stoben sie alle hinter das Bahnhöflein, hielten sich krampfhaft bei den Händen und erklärten, sie kämen nicht da drauf. Die Lehrgotte und ich mussten zureden und besänftigen, und Sämel lachte: « He, he he he, das düecht mi nüt Strängs, we die Purschtli das Ungstüem scho förchte. » Mit Hilfe des Stationsvorstandes, dessen rote Mütze den Kindern Respekt eingeflösst hatte, waren wir endlich so weit, dass alle im Wagen sassen. Aber mausstill waren sie und wagten nicht, sich vom Platze zu bewegen. Als der Zug fuhr, wollte ich ihnen die Fenster herunterlassen, damit sie besser hinaussehen könnten. « Tue nid uuf, tue nid uuf », tönte es erschreckt, und ängstlich rutschten sie näher zusammen und hielten sich auch da gegenseitig fest an den Händen. So fuhren wir denn bis Bern, ohne dass auch nur eines vom Platze aufgestanden wäre, obschon sie nach und nach vergnügter und recht unternehmungslustig herausschauen durften. Fragte ich: « Gefällt es euch auf der Eisenbahn? » so nickten sie sehr zustimmend und wohlgefällig. Ein kleiner Bub wagte ganz schüchtern zu fragen: « Flüge d'Hüser u d'Bäum wäge der Ysebahn eso furt? »

In Bern gefielen die Bären ausnehmend gut. Das Schönste hingegen dünkte die Kinder in einem Schaufenster ein Mannli, das mit dem Stocke an das Glas schlug, mit dem Kopfe wackelte, die Augen verdrehte und X-Haken anpries.

Die Kornhausbrücke machte gewaltigen Eindruck, weil man so hoch in die Aare hinunterschauen könne.

Gewehrfett als Wunderbalsam

Sehr einfach und bescheiden leben die Leute auf ihren einsamen Bergen und sind zufrieden, wenn sie der Boden, den sie mühsam bebauen, ernährt. Gross ist meist die Kinderzahl, und schon früh müssen diese streng arbeiten in Feld und Stall. Eigene Arbeitskräfte sind die billigsten, das ist die Rechnung der Bergbauern. Da hat z. B. eine Frau 24 Kindern das Leben geschenkt. Zuletzt gab es sogar noch Zwillinge. Diese Frau ist noch rüstig, hellauf und sagt: Ein Kind gebären gehe ihr ungefähr gleich ring, wie ein « Chacheli » Kaffee trinken. Der Arzt kommt sehr selten in unsere Gegend. Der nächste wohnt vier Stunden weg, und es kommt sehr teuer, ihn herzubestellen. Auch quacksalbern die Leute selber mit Tee, Salben und Pflastern. Einmal fuhr ein Mädchen mit seinem Schlittlein über den Bergstutz hinaus. Tags darauf wurde es mir gemeldet. Ich ging es besuchen. Wie erschrak ich aber, als ich die tiefe, 20 cm lange Wunde in seinem Oberschenkel vorfand! Verbunden war nicht. Der Vater hatte ihm eine dicke Lage Gewehrfett in die Wunde gestrichen. Das sei für alles gut und heile schnell, erklärte er mir.

Mit den Jahren habe ich geschaut, dass ich den Samariterposten ins Schulhaus bekam. Wenn es klopft und so ein Bub oder Mädchen draussen steht und meldet: « Söllischt hurti, hurti cho, Fritz het der Scheiche verheit », oder « Kari het es Loch im Gring » oder auch « d'Muetter het d'Säuträichi uf e Fuess gschüttet », so weiss ich, dass der Fall ziemlich ernsthafter Natur ist; denn sonst hätte man mich nicht gerufen.

Mit dem Essen leben die Leute auch sehr einfach und bescheiden. Milch, Kaffee, Suppe und Kartoffeln, im Sommer ein wenig Gemüse. Fleisch meist nur an den Sonntagen und etwa in den grossen Werken, wie Heuet und Ernte. Aermere Familien kennen das Fleisch fast gar nicht, haben aber um so mehr Gelüste darnach. Da kommt es dann oft vor, dass aus reiner Gier nach Fleisch verendete Tiere, die ihnen von Bauern überlassen werden, gegessen werden.

Schwängli-Uelk hat ein verendetes Ferkel auf den Kartoffeln weich gesotten und mit gutem Appetit verzehrt. Harzer-Fritz hat ein verendetes Mutterschwein verwurstet. Da es ihm an einer Wurstmaschine fehlte, so hat er einer Weinflasche den Boden abgesägt und diese als Wurstmaschine verwendet. Es sei zwar etwas langsam gegangen, hat er mir erklärt, und er habe etliche Tage gebraucht, bis er fertig gewesen sei. Aber das Fleisch habe er unter dem Brunnentrog schön an der Kühle gehabt und immer nur abgeschnitten, was er eines Tages habe verarbeiten mögen.

Wurstknecht, Advokat, Lehrerin

Ich bin mit den Jahren so eine Art Vertrauensperson der Niederberger geworden, zu der man in allen Nöten springt. « D'Lehreri weiss das scho, die cha ja alls. Gang zu dere », heisst es etwa.

Zuerst waren es die Kinder, die vertrauensvoll zu mir kamen. Ich leime Nähschachteln, Schultruckli, flicke Puppen und sonst allerlei Spielzeug. Ich lege eigenhändig Fensterscheiben ein, flicke Schultische und -Bänke, schlage Schuhnägel ein, richte ein zusammengekrachtes Schlittli wieder auf, alles, alles kann ich, auf alles versteh' ich mich. Dabei leisten mir die Kinder Handlangerdienste und lernen zu gleicher Weise gerade, wie man sich selber helfen kann. Mit Bewunderung schauen mir Buben und Mädchen zu. Ja, die Lehrerin! Die kann alles!

Von den Schülern mag dieses Zutrauen auf die Alten übergegangen sein. Während der Grenzbesetzung schrieb ich unzählige Urlaubsgesuche und hatte die Genugtuung, dass fast die meisten Erfolg hatten. Ist da einer beim Erben zu kurz gekommen. Er ist zur Lehrerin gekommen. Sie hat mit ihm gerechnet, hat ihm Ratschläge erteilt, um ihm « Afflikatenfutter » zu ersparen. Kommen die Einschatzungserklärungen und Kriegssteuererklärungen, man bringt sie der Lehrerin. Die weiss es am besten, wie ausfüllen, damit es den Aermel nicht zu weit hineinnimmt. Stelle ich Fragen an die Betreffenden, so heisst es: « Mach's ganz, wie's di düecht. Du weisch öppe scho, was i ha u vermag. » Ich schätze ein, so niedrig ich kann; denn ich kenne die Verhältnisse aller Familien genau und weiss auch, wie genug sie schaffen müssen, um Zinse und Steuern herauszubringen.

Ich schreibe dem Sekretär der Weggemeinde das Protokoll, obschon ich nur so von ungefähr erraten muss, was in den Sitzungen gegangen ist. Ich setze Hirten- und Pachtverträge auf, schreibe Schuldscheine, Rechnungen und Quittungen. Bei all diesen Schreibereien muss ich sehr selbständig vorgehen, da mir aufs Fragen hin stets nur die Antwort wird: « Mach's wie's di düecht. Du weisch

scho, wie me's öppe hieume macht und was bruuchig isch.»

Weil ich mich bei den « Metzgeten » im Haus unten so geschickt anstelle, selber auch Kaninchen, Hühner und Hähneli töte und schlachte, so hat man sich das für den Notfall ebenfalls gemerkt.

Ein Gitzi wollte verenden.

Natürlich wurde wieder die Lehrerin geholt. Schnell entschlossen und ruhig stach ich zu, häutete das Tierlein und schlachtete es fachgemäss. Man schenkte mir dafür das Fell, da ich vom Fleisch nichts wollte. Das Fell brachte ich dem Sattler. Dieser fragte gleich: « Hast es selber ausgehäutet? » Auf meine Bejahung musterte er es noch einmal und lobte: « Gar kein Löchlein ist darin ». Der Gemeindepräsident, auch ein urchiger Bergbauer, der sich gerade dort befand, sagte: « Ja, Lehrerin, das muss man können, im richtigen Augenblick zustechen. Das ist etwas wert im Leben. Lehrerin, dich können wir brauchen.»

Im Graben unten, wo im Winter drei Monate keine Sonne hinzukommt, wohnt eine ganz arme Familie. Alle Jahre wurde diese um ein Kleines reicher, bis sich im letzten Jahre die ohnedies etwas schwächliche Frau einer Operation unterzog. Mitten in der Nacht wurde ich einmal durch lautes Pochen und Rufen geweckt. Ein Bub und ein kleines Mädchen von dort waren da. Ich solle schnell zur Mutter kommen. Als ich mit ihnen den dunklen Wald hinunterstieg, erzählten sie mir, der Vater sei nach der Hebamme ausgesprungen. Kläri (ein 12jähriges Mädchen) schaue zur Mutter. Als wir hinunterkamen, waren schon zwei winzige Weselein da, die Kläri verständig besorgt hatte. Ich griff auch zu und half, wo ich konnte, war aber froh, als bald der Vater mit der Hebamme anrückte.

Schon mehr von der lustigen Seite nahm ich es, als ich vom Müetti im Haus unten aus der Schule geklopft wurde mit dem Bericht, ob ich nicht schnell kommen könnte, der « Blum » wolle ein Kalb werfen und es sei ganz allein zu Hause. Die Buben hätten ihm am Morgen aufgetragen, es solle etwa einmal nachschauen gehen im Stall und wenn es nötig wäre, dann die Lehrerin holen.

Damals hatte ich im neunten Schuljahr einen grossen, festen Buben. « Fritz, cho hälfe! » rief ich in die Schulstube hinein. Fritz kam, und wir gingen zusammen in den Stall hinunter, wo wir gerade rechtzeitig kamen, um zuzugreifen. Ein schön gescheckstes Kuhkälblein war es. Sorgfältig wischten wir es mit Stroh sauber und trocken, gaben der Kuh Brot, ganz wie es stets gemacht wurde in solchen Fällen. Nachher liess ich Fritz als Wache im Stalle zurück und ging wieder in die Schule. Den Kindern, die mich fragend anblickten meldete ich, es habe ein schönes Kälblein gegeben, sie dürften es dann in der Freistunde ansehen gehen.

Der Zweck heiligt die Mittel

Bergkinder sind gar nicht gleich wie Stadtkinder oder solche aus grössern Dörfern. Fleissig sind sie fast über die Bank weg. Sie werden auch zutraulich; aber man muss sie zu nehmen wissen. Jedoch zudringlich werden sie nie. Sie sind von Natur aus feinfühlig, hilfsbereit und aufmerksam für Gefälligkeiten, die sie der Lehrerin erweisen können. Fleiss aber vor allem ist ihre erste Tugend. Sie

kennen eben nur Arbeit und hartes Leben von zu Hause her. Die Schule ist ihnen schier Erholung. Darum lernen sie gern und willig.

Das Spiel in den Freistunden und in den Turnstunden gehört zu ihren grössten Freuden. Jedoch zeigen sie auch da einen gewissen Ernst und machen nie so gewaltigen Lärm, und doch spielen sie mit Freude und grossem Eifer, so dass es eine Lust ist, selber mitzuhelfen. Freilich hatte ich auch schon Ausnahmen. Doch waren dies gewöhnlich von auswärts zugezogene Kinder.

Der Köbel war so einer. Er kam als 13jähriger, richtiger Bengel aus einem grossen Dorf in unsere Berggegend. Er war gross und kräftig gebaut, grösser fast als die Lehrerin. Etwas faul war er auch und hatte ein freches Maul. Der Köbel hatte sich nun in den Kopf gesetzt, einer Lehrerin brauche er, der grosse Bub, der bis jetzt immer bei Lehrern in der Schule gewesen war, nicht mehr zu gehorchen. Ich hatte meine liebe Not mit ihm. Ich versuchte es mit Liebe und Güte. Es half nichts. Ich gab ihm Strafaufgaben. Er machte sie nicht. Mit den Buben fing er beständig Händel an, so dass sie ihn mieden. Auch äusserte er sich: « Einer Lehrerin gehorche ich nicht, die mag mich doch nicht.» Das war meinen Bergkindern doch zu arg. Sie meldeten es mir. Es gab Gericht. Draussen in der Weide. Die ganze Schule stand erwartungsvoll in einem Kreis. Ich befahl: « Köbel, komm! Du hast gesagt, ich möge dich nicht. Gut, wir wollen sehen, wer stärker ist. Du darfst dich wehren, ganz wie du willst.» Köbel grinste höhnisch. Dann griffen wir zusammen. Köbel stüpfte um sich, sperzte sich, biss und schlug. Ich packte fest — ein Ruck, ein Schwung! Köbel flog auf den Rükken. Ich kniete auf ihn und « töfflete » ihn gehörig. Dann liess ich ihn los und fragte: « So, Köbel, glaubst es jetzt, dass ich dich mag? » « Ja », brüllte er halb im Zorn und halb ergeben.

Von da an wurde es besser mit ihm. Er gehorchte, machte seine Arbeit und wurde mir ein lieber, fleissiger Schüler. Ja, er suchte sogar die andern Kinder zu übertreffen in Dienstfertigkeiten, die er mir erwies.

Sehr scheu sind halt einfach die Bergschüler. Das kommt daher, weil sie oft, bis sie zur Schule gehen müssen, nie von ihren Bergen herunter kommen, nichts gesehen haben, kein Dorf, keine Kirche, einfach nichts als ihre Berghütten, den Wald, die Weide, ihre Eltern und Geschwister und ausnahmsweise etwa einen Hausierer oder Händler. Kommen sie zur Schule, so scheuen sie sich vor mir, vor den andern Kindern, dürfen nicht laut sprechen und wagen nicht aufzublicken.

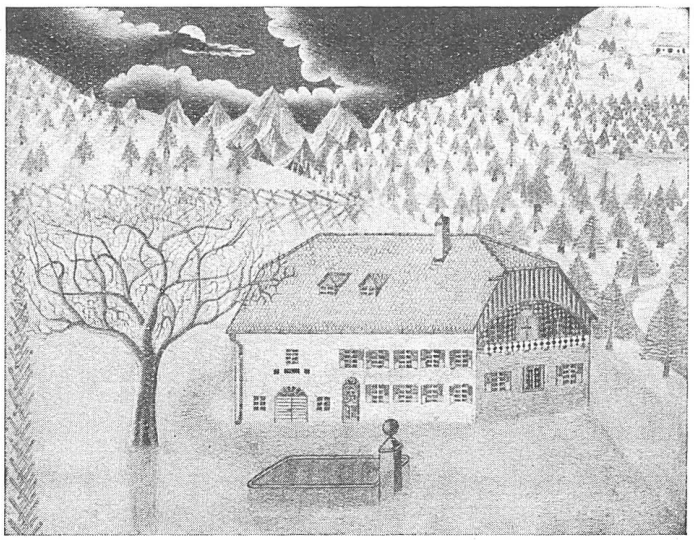
Da hatte ich einen Hansli. Der kam zwei Jahre lang, alle Morgen, rückwärts zur Türe herein, hielt den Arm vor das gesenkte Gesicht, schritt rückwärts an seinen Platz und sass dort den ganzen Tag, ohne aufzuschauen, immer den Arm bereit, um das Gesicht zu verdecken, wenn ich ihn ansprechen wollte. Alles « Chüderlen » und « Hänselen » trug mir nichts ab. Ich brachte kein Wort aus ihm heraus. Wurde ich etwas kurz und barsch, um es so zu probieren, so weinte er. Da liess ich ihn denn sein, besonders, weil er seine schriftlichen Arbeiten sehr sauber und gut machte. Sollte er lesen, so tat er es, aber wieder mit dem Arm vor

dem Gesicht und so hastig und leise, dass ich ihn kaum verstand. Ich liess ihm halt Zeit, war lieb und gut mit ihm. Aber es ging zwei Jahre, bis er seine Scheu etwas ablegte. Jetzt ist er einer meiner hellsten Schüler und antwortet so bestimmt und in klaren Sätzen, wie selten ein Schüler bei uns.

Ein Mädchen wurde an seinem ersten Schultag von seinem « Götti » herbegleitet, jedoch nur bis zur Türe, dann verabschiedete er sich wieder. Als ich zu dem Mädchen sagte : « Wie heissisch de du ? » da gab es zurück : « Het der's de der Götti nid gseit ? » — « Nei. » — « So sägen i der's o nid », kam es prompt zurück.

* * *

Ich würde nie und nimmer meine Stelle an eine solche in der Stadt vertauschen. Hier bin ich frei, wie ich es wohl nirgends sein könnte. Man achtet und schätzt mich als Lehrerin, die Schule macht mir Freude. Ich habe ganz freie Hand in deren Führung, lasse die Alten die Alten sein und suche den Jungen Neues beizubringen. Wo hätte ich dasselbe schöne, freie Leben ? Wo liesse man die Lehrerin unbehelligt, wenn sie die Pfeife oder einen Stumpen rauchend, auf der Strasse spaziert ? Ueberall wohl würde es Anstoss und Aergernis erregen. Meine Bergbauern nehmen mir das nicht übel. « Es isch ja üsi Lehreri.» Diese Worte enthalten alles, Entschuldigung und Rechtfertigung, Achtung und Zutrauen. Mir ist wohl bei meinen Bergbauern und bei den stillen, scheuen, fleissigen Kindern, und ich geniesse meine Bergfreiheit.



„Paysage montagneux", Berthold Sunier, 15 Jahre, Nods (Berne)

Ausstellung „Schweizerjugend und Zeichenkunst" in Bern (Arbeiten aus den Zeichenwettbewerben des Pestalozzikalenders)